

MONA AMEZIANE

# AUF BASIDIS DACH

ÜBER HERKUNFT,  
MAROKKO UND  
MEINE HALBE FAMILIE

Kiepenheuer  
& Witsch

Aus Verantwortung für die Umwelt hat sich der  
Verlag Kiepenheuer & Witsch zu einer nachhaltigen Buchproduktion  
verpflichtet. Der bewusste Umgang mit unseren Ressourcen,  
der Schutz unseres Klimas und der Natur gehören  
zu unseren obersten Unternehmenszielen.

Gemeinsam mit unseren Partnern und Lieferanten setzen wir uns für eine  
klimaneutrale Buchproduktion ein, die den Erwerb von Klimazertifikaten  
zur Kompensation des CO<sub>2</sub>-Ausstoßes einschließt.

Weitere Informationen finden Sie unter:  
[www.klimaneutralerlag.de](http://www.klimaneutralerlag.de)



Verlag Kiepenheuer & Witsch, FSC® N001512

1. Auflage 2021

© 2021, Verlag Kiepenheuer & Witsch, Köln  
Alle Rechte vorbehalten

Covergestaltung: Barbara Thoben, Köln  
Covermotiv: © travel4pictures / Alamy Stock Foto  
Gesetzt aus der Bely  
Satz: Buch-Werkstatt GmbH, Bad Aibling  
Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck  
ISBN 978-3-462-00099-3

## Prolog

»Wie wäre es ...« Der Animator drehte sich langsam um seine eigene Achse und stoppte, als sein Blick auf etwas Kleines zwischen den Plastiktischen vor der Bühne fiel: »... mit dir!«

Ich stand da und wartete mit meinen Eltern auf den Anfang der Kinderdisco, als auf einmal sehr viele All-inclusive-Augenpaare gleichzeitig in meine Richtung schauten. Ich griff, auf der Suche nach Halt, in die Kniekehle meiner Mutter, aber da war der Animator schon bei uns, hob mich ganz selbstverständlich auf seinen Arm und schlängelte uns so an ein paar halbvollen Pastisgläsern vorbei nach vorne.

»Einen Applaus bitte für unsere Losfee!«

Alle klatschten, meine Mutter reckte einen Daumen in die Höhe und mein Vater den großen schwarzen Camcorder. Der Animator stellte mich auf der improvisierten Bühne ab und beugte sich zu mir herunter. In der einen Hand hielt er immer noch das Mikrofon, in der anderen einen Zylinder mit kleinen gefalteten Zetteln darin:

»Wie heißt du denn?«, fragte er.

»Mona«, antwortete ich leise und schaute Richtung Boden.

»Sehr schön. Und woher kommst du, Mona?«

Eine kurze Pause. Stille am Poolbereich. Das Mikrofon vor meinem Mund, zwei zu weiße Zahnreihen direkt dahinter. Und dann sagte ich, so als wäre das ja wohl selbstverständlich:

»Ich komme aus halb Marokko und halb Deutschland.«

Das war im Frühling 1998. Damals hatte ich gerade meinen vierten Geburtstag gefeiert und konnte nicht verstehen, wieso die ganzen verbrannten Gesichter um mich herum auf einmal

lachten. Alle. Sogar meine Eltern. Und der Animateur auch, aber der zählte nicht, weil der sowieso ständig über alles lachte. Trotzdem: Was war so komisch an dieser Antwort?

Hätte ich damals gewusst, dass mich diese Geschichte noch zwei Jahrzehnte lang beschäftigen würde, hätte ich, mit Blick auf eine Pointe, zumindest noch dem Hotelpublikum die Zunge rausgestreckt oder so. Aber brav wie ich war, hatte ich einfach schnell einen Zettel aus dem Hut gezogen (niemand weiß mehr wofür), wenig später den Ententanz getanzt und die Sache vergessen. Erst mal.

Über 20 Jahre später sitze ich in meiner Wohnung in Köln am Esstisch. Vor mir ein Glas übel-schmeckendes Leitungswasser und zwei kalte Hände, die mein Handy halten. Auf dem Display ist das Emoji des glatzköpfigen Mannes zu sehen, in der drittdunkelsten Hautfarbe. Daneben steht: *Papa*.

»Ich schreibe ein Buch«, sage ich direkt, als er abnimmt.

»Ach du Scheiße«, kommt es vom anderen Ende der Leitung.

»Wieso ach du Scheiße?«

»Ein Buch?« Seine Stimme klingt mindestens zwei Oktaven höher als in ihrem Ruhezustand.

»Ja, über Marokko und über mich und sehr wahrscheinlich auch über dich.«

Kurz ist es still, dann fragt er »C'est vrai?«, weil er immer ins Französische springt, wenn Emotionen im Spiel sind, ich sage entschlossen »Oui«, und hier sind wir jetzt. Noch ganz am Anfang von etwas, das für mich im besten Fall wichtig und für euch im schlimmsten Fall uninteressant werden könnte. Also: ganz schön viel Druck auf meinen Schultern. Aber ich möchte mich auf die Suche nach dem begeben, was andere immer wieder als meine *Wurzeln* oder meine *Herkunft* bezeichnen, das sich für mich aber den Großteil meines Lebens irgendwie weit weg angefühlt hat. Oder noch schlimmer: nach Urlaub.

Sollten Wurzeln nicht eigentlich das Wichtigste für einen Organismus sein? Etwas, das den Ursprung von allem bildet und niemals vergessen werden darf? Und wieso ist das mit der Herkunft überhaupt so entscheidend? Also für andere. Und für mich. Ich habe mich schon häufiger bei dem Gedanken ertappt, dass ich Menschen wie die Journalistin und Fernsehmoderatorin Dunja Hayali beneide, weil sie ganz selbstbewusst und öffentlich von ihrem *Migrationsvordergrund* sprechen. Den will ich auch, doch wenn ich ehrlich zu mir bin, dann war Marokko immer sehr viel in meinem Leben, aber selten im Vordergrund.

Was ich dagegen bestens kenne, ist das Gefühl, mich immer wieder in unterschiedlich großen Zwischenräumen zu befinden. Zwischen Westeuropa und Nordafrika, zwischen Deutschland und Marokko, zwischen Köln und Casablanca. Ich bin auf dem Papier in zwei Ländern dieser Welt zu Hause, aber in keinem von beiden zu 100 Prozent. Ich kann das Vaterunser auswendig und sieben Suren aus dem Koran aufsagen, aber ich weiß nicht sicher, was meine Konfession ist. Ich habe seit fast zehn Jahren einen Freund in Deutschland, von dem meine Familie in Marokko bis heute nichts weiß. Ich werde von Taxifahrern in Marrakech übers Ohr gehauen, aber auch von Nazis in Dortmund angepöbelt. Und obwohl es irre klingt: ich mag das. Nicht das mit den Taxifahrern natürlich und erst recht nicht das mit den Nazis, aber zwei Kulturen in meiner Familie waren unterm Strich immer ein Glück für mich. Keins von der glatten Sorte, das aussieht wie eine ebenmäßige Kugel, sondern eher etwas bergiger und kantiger, wie eine Rosine vielleicht. Etwas, das sich immer mehr verfestigt, je länger man es aufbewahrt, und das trotzdem nie seinen süßen Geschmack verliert.

Apropos Geschmack: um den soll es auch gehen in diesem Buch. Wir werden zusammen Granatäpfel erkunden und Pfefferminztee trinken, Schaffleisch verweigern und das kulinarische Geheimrezept für ein langes und gesundes Leben aufde-

cken. Wir werden durch die Medina von Fès laufen, uns durch das Gewusel auf dem Platz Djemaa el Fna in Marrakech quetschen und die kleinsten Dörfer im Atlasgebirge besuchen. Ich möchte euch Marokko, seine Menschen und seine Kultur aus meinem Blickwinkel vorstellen und mich dabei fragen: Wie viel davon ist wirklich meine Heimat, und was bedeutet das eigentlich? Kann man überhaupt zwei Heimaten haben? Oder hat Heimat im gängigen Sprachgebrauch zu Recht keinen Plural, der gut klingt? Die Heimaten. Sagt keiner, wäre aber in meinem Fall richtig. Mein Vater ist Marokkaner, meine Mutter Deutsche. Ich bin beides. Punkt. Und trotzdem gibt es da ein Gefälle: Ich bin in Deutschland geboren und aufgewachsen, habe hier das gesamte Bildungssystem durchlaufen und arbeite seit Jahren als Journalistin und Moderatorin beim öffentlich-rechtlichen Rundfunk. Marokko war dagegen lange Zeit nicht mehr als ein Ferienziel für mich. Die immer gleiche Pausentaste. Letzter Schultag, ab ins Flugzeug, drei Wochen bei meinen Großeltern in Fès, ein bisschen rumfahren, viel rumsitzen, wenig verstehen und wieder zurück. Ich habe zwar gelernt, wie man in Marokko traditionell betet, Brot backt und Menschen beerdigt, ich habe sogar zehn Monate dort gelebt und eine marokkanische Schule besucht. Aber trotzdem war ich immer irgendwie *die Deutsche*. Und zwar nicht nur für andere, sondern auch für mich.

Also möchte ich mich in diesem Buch – gedanklich und wirklich – auf eine Reise in das Land begeben, das mein Leben durch die Hintertür geprägt hat. Das Land, das sich immer wieder kurz heimisch anfühlt, um mir im nächsten Moment total fremd zu sein. Und das nicht nur bei mir solche gemischten Gefühle auslöst: Marokko kann in Köpfen Bilder von (fliegenden) orientalischen Teppichen und Kamelen im Sahara-Sonnenuntergang hervorrufen, aber eben auch Bilder von islamistischen Attentätern aus dem belgischen Molenbeek oder grapschenden

Jugendlichen auf der Kölner Domplatte. Das alles ist auch die Realität, hat aber mit dem marokkanischen Alltagsleben nichts zu tun. Deshalb zeige ich euch das Land in diesem Buch durch meine Augen und hoffe, dass auch ich dabei etwas Neues lernen kann. Über mich, über Marokko und vielleicht auch über Deutschland.

Snober existiert auf keiner digitalen Karte dieser Welt. *Keine Vorschläge gefunden*, sagt das Handy. *Achte bei deiner Suchanfrage auf die korrekte Schreibweise*, sagt der Computer. Aber an der Schreibweise liegt es nicht. Snober ist einfach nur extrem klein und extrem abgelegen. Ein Dorf in den ersten Ausläufern des Rif-Gebirges, in dem nicht mal 50 Menschen leben, verteilt auf etwa 15 Lehmhütten. In einer dieser Hütten ist meine Lalla geboren, wahrscheinlich im Jahr 1938, aber genau weiß das niemand. Schon damals gab es nur einen sicheren Weg, um Snober zu erreichen, und der führte auf einem Pferd durch einen Fluss und dann zwei Stunden in Serpentinaen den Berg hinauf. Also nur einmal umsteigen. Dieser Weg ist das Ziel meiner Reise. Ich möchte Snober kennenlernen, diesen Ort, den es für mich bisher nur in Geschichten gab und der gleichzeitig irgendwie der Anfang meiner eigenen Geschichte ist. Im Prinzip sehe ich mich schon, wie ich in der Mittagssonne durch den reißenden Gebirgsbach galoppiere, in der einen Hand die Zügel, in der anderen einen alten Kompass oder zumindest eine zerschlossene Landkarte. Diese wirklich gute Szene zerplatzt allerdings in dem Moment, in dem ich meine Augen öffne, denn vor der Bergidylle ist erst mal blau-gelbe Billigflieger-Romantik angesagt.

»Wie oft bin ich diese Strecke wohl schon geflogen?«, frage ich und hebe kurz die Jacke auf meinem Schoß an, um der Flugbegleiterin meinen geschlossenen Gurt zu zeigen. Sie nickt mir zu und auf dem Sitz neben mir lässt mein Vater die Hülle seiner kabellosen Kopfhörer zuschnappen.



»Welche Strecke? Düsseldorf Weeze – Fès?«

»Nein, Deutschland – Marokko insgesamt.«

»Das kann man ausrechnen«, antwortet er und steckt die Kopfhörer in die Sitztasche vor ihm. Zum Glück entscheide ich mich gegen den Kommentar, dass er das Vorgängermodell auf seiner letzten Marokkoreise genau da vergessen hat, denn das scheint ihm in diesem Moment auch einzufallen. Er holt die kleine Dose wieder heraus und lässt sie nachdenklich von einer Hand in die andere gleiten.

»Zwischen 1994 und 2000 waren wir im Schnitt zweimal im Jahr in Fès, dann immer in den Sommer- oder Osterferien und 2008 und 2012 auch in den Herbstferien. Von 2010 bis 2011 warst du ja komplett in Agadir, dazu kommen dann noch ein paar kürzere Reisen in den letzten Jahren und unsere Winterurlaube ...« Er macht eine Pause und legt den Kopf in den Nacken, als würde ihm die Flugzeugdecke nach dieser Ausführung die genaue Antwort anzeigen.

»Nimm einfach dein Alter mal eineinhalb, das müsste passen.« Schade eigentlich, dass er mir seine Affinität für Daten und Zahlen nicht vererbt hat.

Dann wird es laut, das Flugzeug beschleunigt und ich verdränge wie immer den Gedanken, dass jedes sechste Flugunglück beim Start passiert. Noch gefährlicher ist statistisch gesehen nur die Landung, aber auch daran will ich jetzt nicht denken. Stattdessen überfliege ich die Sicherheitshinweise auf der Rückenlehne des Vordersitzes und stelle fest, dass die Abbildungen von Sauerstoffmasken und Rettungswesten keine besonders ablenkende Wirkung haben. Also richte ich meinen Blick auf den Bordkatalog, der zerknickt und halb verdeckt unter meinem Rucksack im Fußraum hervorschaut. Auf dem Cover erkenne ich die Hälfte einer Erdkugel, darunter die Worte »Nachhaltigkeit« und »CO<sub>2</sub>-Ausgleich«.

Na toll, denke ich, jetzt braust parallel zu den Triebwerken

auch noch das schlechte Gewissen auf, und das lässt sich bekanntlich nicht so einfach abwimmeln. Leider gibt es beim Thema Klimakrise niemanden, der uns beruhigen kann und so etwas sagt wie: »Keine Sorge, die Wahrscheinlichkeit, dass wir die Erde gerade wirklich zerstören, ist total gering. Da ist es wahrscheinlicher, bei einem Fahrradunfall ums Leben zu kommen oder auf der Treppe unglücklich zu fallen.« Einerseits bin ich froh drüber, dass Flugreisen deshalb immer uncooler werden, andererseits sind sie praktisch unersetzbar, wenn die halbe Familie 3.000 Kilometer entfernt auf einem anderen Kontinent lebt. Die einzig mögliche Alternative wäre das Auto. Damit müsste man aus dem Rheinland einmal quer durch Belgien, über Paris und Bordeaux nach Spanien, runter bis Gibraltar, dann mit der Fähre nach Tanger und von dort noch mal 400 Kilometer südlich ins Landesinnere bis nach Fès. Reine Fahrtzeit ohne Pausen: etwa 30 Stunden. Ein Zehntel dieser Zeit liegt jetzt vor mir in der Luft.

Der Rechnung meines Vaters zufolge bin ich also schon ungefähr 40 Mal nach Marokko geflogen, und jedes Mal hat es sich ein wenig anders angefühlt. Als Kind konnte ich mir erst mal lange Zeit nichts Besseres vorstellen. Ich wurde daher auch nicht müde, damit anzugeben, dass *meine* Großeltern im *echten* Afrika leben und *ich* schon *so oft* (ein Hoch auf die Zeiten, in denen man Zahlen noch mit den Fingern gezeigt hat) da gewesen bin. Mit Sicherheit war ich auch schuld daran, dass sehr viele Kinder in meiner Grundschulklasse dachten, Marokko wäre eine große Savanne mit freilaufenden Giraffen- und Löwenfamilien. Zu meiner Verteidigung muss ich sagen, dass ich das nie behauptet habe. Ich habe es eventuell nur nicht vehement genug bestritten.

Als Teenager hatte sich die Sache dann sowieso erledigt, weil ich auf einmal viel lieber, wie alle anderen, in den Ferien nach

Amrum, Usedom oder Dänemark gefahren wäre, statt immer wieder nach Fès. Trotzdem beneideten mich wahrscheinlich viele darum, weil ich das Haus meiner Großeltern in meinen Urlaubsberichten immer etwas prunkvoller und die leere Pool-Ruine im Garten sehr viel einladender (und voller!) beschrieb, als sie eigentlich waren. So gesehen ist dieses Buch auch eine Art verspätete Richtigstellung und vielleicht auch eine Entschuldigung an Marokko, dafür, dass ich es lange Zeit nicht einfach als das akzeptiert habe, was es ist. Aber dazu später mehr.

Erst mal zu dem Punkt, der so einiges verändert hat. Am 17. September 2010 bin ich zum ersten Mal ohne ein Rückflugticket in ein Flugzeug nach Marokko gestiegen. Zehn Monate sollte ich dort in einer fremden Familie leben und zur Schule gehen, ohne meine Freund\*innen, ohne Mamas Pfannkuchen, ohne eine Ahnung, worauf ich mich da einlasse. Damals habe ich die vollen drei Stunden in der Luft geweint, aus Sorge, Vorfreude, Unsicherheit und Heimweh und konnte nicht ahnen, dass ich genau das zehn Monate später auf dem Rückflug nach Deutschland wieder tun würde. Aus ähnlichen Gründen.

»Irgendwann wirst du merken, dass es ein Geschenk ist, in zwei Ländern dieser Welt zu Hause zu sein«, hat mein Vater früher immer wieder zu mir gesagt. Zum Beispiel an dem Nachmittag, als wir stundenlang in einem Warteraum im Konsulat in Düsseldorf saßen, um meinen marokkanischen Personalausweis zu beantragen. Ich weiß noch, dass ich mich immer wieder gefragt habe, ob das wirklich sein müsse, immerhin hatte ich ja einen deutschen Ausweis und einen Reisepass, und damit kam ich ohne Probleme überallhin. Heute schäme ich mich ein bisschen für diese Gedanken und weiß, dass es tatsächlich sehr viele schöne Seiten hat, in zwei Ländern der Welt zu Hause zu sein. Vielleicht ist dieses schleichend zunehmende Verständnis für

Aussagen und Entscheidungen der Eltern das deutlichste Indiz dafür, dass man selbst erwachsen wird. Oder ist man es erst dann, wenn man sich Gedanken darüber macht? Wie auch immer. Bis es so weit war, habe ich jedenfalls erst mal alles im Leben einfach hingenommen, wie es kam. Dass meine Eltern entschieden, wann ich neue Winterschuhe brauchte. Dass zuerst das *Sandmännchen* und dann *Wissen macht Ah!* im Fernsehen lief. Dass der Käse in Mausform auf meinem Brot lag. Dass das Brot einen Roggenanteil von 80% hatte. Dass ich im Kindergarten Osterhasen basteln sollte, während zu Hause im Käfig die echten saßen. Dass es bei jedem Einkauf eine Scheibe Mortadella gab. Und dass ich in Freundebüchern unter dem Punkt »Wohnort« keine marokkanische, sondern eine deutsche Stadt eintragen musste. Trotzdem sollten mein Bruder und ich immer auch daran erinnert werden, dass Deutschland nicht unser einziges Zuhause ist. Wir tragen beide marokkanische Vornamen, haben zwei Muttersprachen, die Mortadella beim Einkaufen war nie aus Schweinefleisch und gefühlt zu jeder erdenklichen Ferienzeit saßen wir eben im Flieger Richtung Marokko. Außerdem hat mein Vater in unregelmäßigen Abständen so getan, als würde er zum Abendbrot unser Zwergkaninchen Fluffy grillen. Was das mit marokkanischer Kultur zu tun hat, kann man wahrscheinlich erst nach Kapitel 17 verstehen, und zur Verteidigung meines Vaters muss man sagen, dass Fluffy ein sehr pflegeintensiver Zeitgenosse war. Aufgrund einer angeborenen Zahnfehlstellung musste meine Mutter ihm alle drei bis vier Wochen in einer komplizierten Prozedur die Vorderzähne kürzen, was den armen Kerl regelmäßig vorm Verhungern bewahrt hat, aber nicht den Anschein machte, als wäre es in irgendeiner Weise zu seinen Gunsten. Die Tatsache, dass Fluffy schlussendlich doch noch über zehn Jahre alt geworden ist, zeigt, dass ein guter Seitenschneider Leben retten kann. Und die Tatsache, dass mein Vater ein bisschen geweint hat, als wir Fluffy hinter unserem

Garten am Feld begraben haben, zeigt, dass 20 Jahre deutsche Integration an niemandem spurlos vorübergehen.

Generell frage ich mich häufig, inwiefern ein Land eine Person prägt und verändert. Was wäre anders, wenn sich meine Eltern ein Leben in Marokko aufgebaut hätten? Was hätte es für einen Unterschied gemacht, wenn alles genauso passiert wäre, nur eben 3000 Kilometer weiter südlich?

Vielleicht wäre ich jetzt schon verheiratet oder für immer Single. Vielleicht hätte ich die Schule mit 16 abgebrochen oder mit 36 einen Dokortitel. Vielleicht wäre mir Deutschland alles in allem sympathischer oder aber völlig egal. Dass ein Wohnort Lebensumstände beeinflusst, ist logisch, aber was macht er mit einer Persönlichkeit? Zu wie viel Prozent hängen Vorlieben und Abneigungen, Stärken und Schwächen, Geschmäcker, Karriereziele oder Weltanschauungen damit zusammen? Und wie schafft man es, über diese Dinge nachzudenken, ohne mitten in der Debatte um den Heimatbegriff zu landen? Die Antwort auf diese letzte Frage ist wahrscheinlich die einzig eindeutige: Gar nicht.

Der Autor Saša Stanišić schreibt in seinem großartigen Buch *Herkunft* über den »ersten Zufall unserer Biografie: irgendwo geboren werden«. Aber manchmal ist »irgendwo geboren werden« eben auch nicht ausschließlich ein Zufall.

Ich löse meinen Blick vom Wolkentepich, der hinter dem Fenster vorbeiwabert, und starre stattdessen wieder auf die Rückenlehne vor mir. Es ist alles wie immer: Irgendwo im Flugzeug schreit ein Kind, gerade war mir noch kalt, jetzt schwitze ich, vor ein paar Minuten wurden Rubbellose verkauft, angeblich für einen guten Zweck, und mein Vater guckt eine Serie auf seinem Tablet. Ich beobachte die Menschen, die sich lautlos auf dem Bildschirm bewegen. Sieht ein bisschen nach Mittelalter aus, aber viel mehr kann ich aus diesem Winkel nicht

erkennen. Mein Vater hebt den Blick, zieht den rechten Kopfhörer aus seinem Ohr und sagt etwas zu laut: »Ils restent encore dix minutes.«

Ich habe keine Ahnung, ob er damit seine Serie meint oder die verbleibende Flugzeit. Genauso wenig habe ich eine Ahnung, wie die nächsten Tage werden.

»Warum weiß ich eigentlich so wenig über die Geschichte unserer Familie?«, wollte ich vor einiger Zeit von ihm wissen und meinte damit eigentlich »Warum bist du noch nie mit mir an den Ort gefahren, wo Lalla und Basidi sich kennengelernt haben?«.

Seine Antwort war knapp und wahr und schmerzhaft:

»Weil du mich nie danach gefragt hast.«

Also habe ich ihn gefragt. Und jetzt sind wir unterwegs.

Zu den größten Aha-Momenten in meinem Leben gehört auf jeden Fall der Tag, an dem ich endlich verstand, wie das mit dem Wechselgeld funktioniert. Lange Zeit war ich davon ausgegangen, dass die Verkäuferin beim Bäcker meiner Mutter nicht nur die Brötchen über den Tresen reicht, sondern auch Geld als Dank dafür, dass wir sie essen. Als mir plötzlich klar wurde, dass man beim Einkaufen nichts verdient, sondern nur etwas bezahlt, hat ein großer Teil der Welt von einer Sekunde auf die nächste viel mehr Sinn ergeben. Ich hatte das Gefühl, dem Erwachsensein mit einem Mal ein ganzes Stück näher gekommen zu sein.

Grundlegend anders war der Moment, als ich feststellte, dass nicht nur *meine* Großeltern in Marokko Lalla und Basidi heißen, sondern *alle* Großeltern. Basidi bedeutet übersetzt so etwas wie »Vater meines Herrn«, Lalla war ursprünglich die Anrede für weibliche Mitglieder der Königsfamilie, gilt mittlerweile aber als Bezeichnung für jede ältere Dame, der man Respekt entgegenbringen möchte. Theoretisch hat es also schon alles Sinn ergeben, aber die Empörung, die diese Information in mir ausgelöst hat, lässt sich immer noch nicht in Worte fassen. Bis heute horche ich jedes Mal auf, wenn jemand von einem Basidi spricht, weil ich natürlich denke, dass *mein* Basidi gemeint ist. Ich mag mir einfach keinen anderen Menschen vorstellen, zu dem diese Bezeichnung genauso gut passt wie zu ihm, und bin der festen Überzeugung, dass es nur den einen geben kann. Ähnlich ist es beim Wort »Dachterrasse«. Ich kann kein Buch, keinen Artikel, keine Meldung, nicht mal einen Tweet lesen, in dem es um eine Dachterrasse geht, ohne

direkt an diese eine denken zu müssen. Diese eine, auf der ich jetzt gerade stehe. Diese eine, die zwar groß, aber unspektakulär ist. Auf zwei Leinen hängen ein paar Handtücher, darunter steht ein Korb mit Wäscheklammern. Der Boden ist mit gelben und roten Kacheln gefliest, die einen Farbton dunkler werden, wenn sie mit Flüssigkeit in Berührung kommen. Bisher hat es genau drei Situationen gegeben, in denen ich das beobachten konnte. Das erste Mal war ich mit einem der ständig wechselnden Hausmädchen hier oben gewesen, um zu putzen. So richtig mit Flitscher und Seife und Badeschlappen. Das zweite Mal hatte mein Onkel in einem besonders heißen Sommer die wirklich fantastische Idee gehabt, aus der Dachterrasse ein Privatfreibad zu machen. Leider war meinem Vater irgendwann aufgefallen, dass der Plastikpool in gefülltem Zustand ungefähr sieben Tonnen wiegen würde und er hatte angemerkt, dass die Statik des Hauses dafür sicher nicht ausgelegt sei. Also mussten wir das Projekt sehr frühzeitig und sehr enttäuscht wieder abbrechen und dabei zusehen, wie das Wasser in einer dunklen Spur über das halbe Dach lief. Beim dritten Mal schließlich hatte ich von den Fliesen überhaupt nichts mehr gesehen, weil sie von dickflüssigem dunklem Blut bedeckt waren. Sehr sicher habe ich auf dieser Dachterrasse noch nichts gesehen, was sich stärker in mein Gedächtnis eingegraben hat als dieser Anblick. Bevor sich die Erinnerung jedoch vollständig in meinem Kopf aufbauen kann, passiert das, worauf ich immer warte, wenn ich hier oben stehe.

»Allahu Akbar! Allahu Akbar!«, ertönt es. Zunächst ganz leise von links, dann etwas lauter von vorne und nach und nach aus allen anderen Richtungen.

»Ashadu an la ilaha illa llah!«

Früher habe ich mir immer vorgestellt, dass die Dachterrasse meiner Großeltern der einzige Ort in Fès ist, an dem man die Gebetsrufe aller Moscheen der Stadt im Kanon hören kann.



Das stimmt natürlich nicht, aber gerade fühlt es sich wieder genauso an.

»Ashadu anna Muhammadan rasulu llah!«

Ich stelle mich an den vorderen Rand der Terrasse und lehne mich leicht gegen die kleine Mauer. Von dieser Seite blickt man auf die große Straße vor dem Haus, und ich sehe Basidi in einer weißen Djellaba mit hinter dem Rücken verschränkten Händen und leicht gesenktem Blick in Richtung seiner Stamm-Moschee gehen. Langsam, im typischen Basidi-Gang, bei dem alle Schritte immer kurz den Boden streifen, ohne dass es wie Schlurfen aussieht. Auf dem Kopf trägt er etwas, das hier *Tarboush* genannt wird, für das es in der deutschen Sprache aber leider keine passende Übersetzung gibt. *Hut* klingt zu sehr nach etwas mit Krempe, *Mütze* klingt zu sehr nach etwas mit Bommel und *Kappe* klingt zu sehr nach etwas mit Schirm. Ein *Tarboush* ist aber etwas ohne alles, und bei Basidi ist er immer weiß. War er immer weiß. Denn leider läuft er nicht wirklich da unten. Nicht mehr.

Mit einem letzten »La ilaha illa llah« verstummen nacheinander die Muezzine aus der Umgebung und ich atme tief ein. Wie schön wäre es, wenn sich das, was ich da einatme, nach frischer Abendluft anfühlen würde. Aber alles, was ich rieche, sind die Abgase der vorbeifahrenden Autos.

Das Haus meiner Großeltern befindet sich in einem Viertel, von dem ich bis heute nicht sagen kann, ob es zu den besseren oder schlechteren von Fès gehört. Ich habe die Vermutung, dass es mal besser war und langsam schlechter wird, zumindest haben hier früher wohl mal richtig wichtige Menschen gewohnt.

Ein Ritual, das für mich seit Jahren zu jedem Aufenthalt in Fès dazugehört, ist das Frühstück vor dem Frühstück. Unter dem Vorwand, Baguette kaufen zu gehen, laufen wir jeden Morgen zum Café Titanic, das etwa zehn Gehminuten vom

Haus entfernt an der Ecke einer Hauptstraße liegt, um dort mit Pfefferminztee und Milchkaffee in den Tag zu starten.

Zu dieser Tradition zählt für mich nicht nur die immer gleiche Begrüßung vom immer gleichen Kellner in Richtung meines Vaters (»Ça va, Chef?«), sondern auch die immer gleichen Geschichten an den immer gleichen Ecken des Viertels: In dem weißen Haus mit den blauen Balkonen ist die Cousine des Königs aufgewachsen. Gegenüber, da, wo seit Jahren die große Müllkippe ist, stand früher eine Villa, in der ein französischer Professor zur Miete gewohnt hat. Von ihm hat mein Vater seine erste echte Schallplatte bekommen, ein Album von Charles Aznavour, das er nach zwei Wochen unberührt zurückgeben musste, weil es im Haus meiner Großeltern keinen Plattenspieler gab. Direkt daneben, an der Ecke zum kleinen Hof, wohnte der »Ballkiller«. Ein Mann, den ich mir immer hasserfüllt und grimmig vorstelle, denn alles, was ich über ihn weiß, ist, dass er Fußbälle, die in seinem Garten gelandet sind, in zwei Teilen zurückgeworfen hat. Manchmal musste mein Vater mit seinen Freunden deshalb mehrfach zum Laden um die Ecke laufen, um sich für jeweils zwei Dirham, also umgerechnet etwa 20 Cent, einen neuen Ball zu kaufen und das laufende Spiel zu beenden.

Immer wenn mein Vater diese Geschichten erzählt, versuche ich mir vorzustellen, wie sich sein Leben hier vor 50 Jahren angefühlt hat. Alles, was er beschreibt, klingt irgendwie schön und nach Spaß und warmer Unbeschwertheit, aber so ist das ja immer mit Geschichten aus der Vergangenheit. Heute sehe ich von hier oben fast nur noch Gebäude, die eigentlich keine Wohnhäuser mehr sind, sondern Unternehmen, Schulen, Institute, Praxen, Baustellen. Da, wo mal die Cousine vom König gewohnt hat, sind seit Jahren die Rollläden dicht, und ich bin mir sicher, dass es nur eine Frage der Zeit ist, bis auch Basidis Dach verschwinden wird.

Auf dem Papier und in Reiseführern ist Fès so etwas wie der kulturelle Kern von Marokko, das geistige Zentrum, die Hauptstadt der Herzen. Der Schriftsteller Tahar Ben Jelloun, der selbst hier geboren und aufgewachsen ist, bezeichnet Fès in einem seit Jahrzehnten kursierenden Zitat als »das Gedächtnis der marokkanischen Nation« und »den Schmelztiegel einer Kultur«. Das klingt wuchtig und ist durchaus wahr, denn diese Seite der Stadt gibt es tatsächlich. Dort, wo Altes alt bleiben durfte, wird die Schönheit von Fès besonders deutlich. In vielen anderen Gegenden hat sich dagegen eine traurige Moderne ausgebreitet, die sich anfühlt wie rückschrittlicher Fortschritt.

Das beste Beispiel dafür ist das Verschwinden der traditionellen Hanouts. Sie sind die marokkanische Version des Tante-Emma-Ladens, mit dem Unterschied, dass Tante Emma hier in den allermeisten Fällen Sidi Mohammed heißt. Auf zwei bis zehn Quadratmetern stapeln sich in einem Hanout Dosenerbsen, Bleistifte, Slipereinlagen, Reis, Glühbirnen, Schokolade, Flummis, Waschmittel, Brot, Socken, Eis, Zahnpasta, Käse, Briefmarken, Tee, Joghurt, Klobürsten, Cola, Öl, Nähgarn, Salz, Kekse, Wasserpistolen, SIM-Karten, Gewürze, Marmelade, Gaskartuschen, Anti-Aging-Cremes und Chipstüten. Es kann vorkommen, dass man nach Lockenshampoo für dunkles Haar fragt und mehr Auswahl geboten bekommt als bei *Rossmann* und *DM* zusammen. Ebenfalls gut möglich, dass die Flaschen etwas verstaubt oder mit verblassten Etiketten über die Theke gereicht werden, und vor allem bei Lebensmitteln lohnt sich hier und da mal ein genauerer Blick aufs Haltbarkeitsdatum. Trotzdem gibt es, nach meinem aktuellen Kenntnisstand, kein vergleichbares Einkaufserlebnis auf diesem Planeten, und lange Zeit gab es in Marokko auch keine Alternative zu den kleinen Hanouts. Ich erinnere mich an eine Zeit, in der man von Lallas und Basidis Dach aus vier Stück zählen konnte. Alle

im Umkreis von nicht mal 300 Metern. Heute gibt es in diesem Bereich nur noch einen einzigen. Dafür sind zwei große Supermärkte fußläufig erreichbar und seit Neustem sogar ein Sushi-Restaurant. Ich wüsste wirklich gerne, ob das eine gute oder eine schreckliche Entwicklung ist. Wahrscheinlich ist es einfach eine, die unumgänglich ist, und zwar nicht nur in Fès, sondern in jeder Millionenstadt der Welt. Trotzdem hoffe ich jedes Mal, wenn ich hier bin, dass zumindest ein paar Hanouts auch in Zukunft bestehen bleiben können, denn mit ihnen würde ein kleines, aber nicht unerhebliches Aggregat der marokkanischen Alltagskultur verschwinden. Notfalls, denke ich, bevor ich mich von der Mauer abwende, um wieder zum Rest der Familie nach unten ins Wohnzimmer zu gehen, notfalls wäre ich auch dazu bereit, das Ganze selbst in die Hand zu nehmen. Sehr sicher gibt es bisher keine Hanout-Besitzerin mit deutschen Wurzeln in Marokko, und zumindest die Sache mit dem Wechselgeld habe ich mittlerweile gut genug durchdrungen.

Ich stoße mich leicht von der Mauer ab und laufe an dem kleinen Anbau auf der rechten Seite der Terrasse vorbei zur Treppe. Hier war mal Basidis Reich. Sein Rückzugsort, einer von vielen in diesem Haus. Eigentlich gab es nur eine Regel: Dort, wo Bücher lagen, war Basidi gerne und häufig. Überall sonst war er nur genau so lange, wie unbedingt nötig. Manchmal hat man ihn stundenlang nicht gesehen, und wenn, dann hat er sehr sicher gelesen oder geschrieben. Nach seinem Tod mussten mein Vater und seine Geschwister Hunderte vollgeschriebener Notizhefte in Kisten packen. Alle waren bis zur letzten Seite gefüllt mit seiner feinen Handschrift. Als ich damals eines von ihnen in die Hand nahm und fragte, was er da alles aufgeschrieben habe, antwortete mein Vater nur mit einem Wort: »Gedanken«. Heute ist Basidis Zimmer auf der Dachterrasse eine

Abstellkammer. Auf dem schmalen Bett steht eine alte Waschmaschine, daneben lehnen Holzbretter, ein weißes Rohr und ein Wischmopp an der Wand. Mir tut das weh, aber ihm wäre es wahrscheinlich total egal. Seine Bücher sind ja mittlerweile eh woanders.

### 3

»Darf ich eigentlich erzählen, wie ihr euch kennengelernt habt, Mama und du?«

»Ist das denn wichtig für das Buch?«

»Nein, eigentlich nicht. Aber ich mag die Geschichte.«

»Dann mach.«

Also gut, dann hier die Geschichte, wie meine Eltern sich kennengelernt haben. Im Kalender stand das Jahr 1982, als mein Vater nach dem Abitur aus Fès nach Frankreich zog und Basidi um ein Haar in den finanziellen Ruin getrieben hätte. Zwar verdiente der damals als Schuldirektor genug, um fünf Kinder zu ernähren, ein Auto zu kaufen und ein großes Haus zu bauen, aber ein Studium an der renommierten *École Spéciale d'Architecture* in Paris hatte er sehr wahrscheinlich nicht einkalkuliert. Deshalb nahm mein Vater in Frankreich jeden Nebenjob an, der ihm vor die Füße fiel. Er putzte Toiletten bei *McDonald's*, posierte als Weihnachtsmann vor Kindern in einem Einkaufszentrum und fuhr in den Semesterferien in den Süden des Landes, um an einem Strand im Ort Le Grau-du-Roi gebrannte Mandeln zu verkaufen. Genau an diesem Strand lag in einem Sommer Ende der 80er-Jahre auch meine Mutter. Sie wollte für ein paar Wochen das Ruhrgebiet gegen französische Weinberge eintauschen, hatte gerade ihr Abitur in der Tasche und sehr bald auch so einige Tütchen gebrannte Mandeln. Das ist der romantische Teil der Geschichte.

Irgendwann musste sie zurück nach Deutschland, er zurück nach Paris. E-Mails gab es noch nicht und Smartphones erst

recht nicht, aber spätestens, als meine Mutter zum dritten Mal in zwei Monaten in den Zug nach Frankreich stieg, war auch meinen Großeltern in Deutschland klar, dass das Beste am Frankreichurlaub ihrer Tochter wohl nicht der Rotwein gewesen war.

Ich kann mir nur vage ausmalen, wie sich mein Vater gefühlt haben muss, als er zum ersten Mal in die Stadt kam, die sechs Jahre später mein Geburtsort werden sollte. In die Stadt, mit der ich die schönsten Erinnerungen verbinde und für die mir trotzdem selten als Erstes positive Attribute einfallen. Überdurchschnittlich häufig sage ich den Satz »Das ist da, wo die Grimme-Preise verliehen werden«. Ansonsten erfüllen auch Bezeichnungen wie »wichtiger Chemiestandort« oder »ehemalige Bergbaustadt« den Zweck einer möglichst wertfreien Umschreibung. Außerdem ist da natürlich noch die Tatsache, dass die Anbindung ins restliche Ruhrgebiet fantastisch ist, allerdings sagt es auch sehr viel über eine Stadt aus, wenn die Nähe zu anderen Städten eine ihrer positivsten Eigenschaften ist.

Im Jahr 2012 veröffentlichte die Bundeszentrale für politische Bildung die 45. Ausgabe ihres Jugendmagazins *fluter* mit dem Titelthema »Armut«. Unsere Stadt lieferte der Redaktion anscheinend den perfekten Gegenstand für einen doppelseitigen Text, in dem es um eine ehemals reiche Gemeinde gehen sollte, die mit dem Ende des Bergbaus nicht nur ihr Geld, sondern auch jeglichen Charme verloren hatte. Beim Lesen schwankte ich permanent zwischen Entrüstung (»So schlimm ist es doch gar nicht!«), Zustimmung (»Na gut, es gibt hier wirklich viele seltsame Skulpturen.«) und Resignation (»Wow, das Hallenbad, in dem ich schwimmen gelernt habe, ist tatsächlich schon seit über zehn Jahren geschlossen und immer noch nicht abgerissen.«). Es steckte Wahres in dem Text, und trotzdem erhob sich um mich herum eine Welle des Protests,

denn der Autor hatte eine Endzeitstimmung gezeichnet, die es so nicht gab und bis heute nicht gibt. Im Gegenteil, denn gerade wird viel getan, um die Stadt lebenswerter zu machen. Das freut mich natürlich, ändert aber nichts an meinem Empfinden. Wenn ich an die Stadt denke, dann fühlt es sich an, als würde ich vor einem Stofftier aus meiner Kindheit sitzen, das ich nicht loslassen kann. Egal wie zerkuschelt es objektiv auch sein mag, nichts könnte es jemals ersetzen, und selbst wenn eines Tages alle Löcher im Fell gestopft wären, würde es für immer das gute alte Stofftier bleiben, das mir vertraut ist und Erinnerungen weckt. Genauso ist es auch mit der Stadt, in der ich aufgewachsen bin. Das erste Mal ohne Stützräder fahren, das erste Mal alleine zur Schule gehen, das erste (und einzige) Mal die Goldmedaille bei den Stadtmeisterschaften gewinnen, das erste (und einzige) Mal vom Siebeneinhalber springen, das erste Mal richtig küssen, das erste Mal richtig feiern, das erste Mal Abschlussball, das erste Mal beerdigen. Jedes wichtige Ereignis macht aus dem Ort, an dem es stattfindet, einen wichtigen Ort, und wenn alle wichtigen Orte in einem Ort versammelt sind, dann muss man ihn einfach mögen.

Anders ist es, wenn man so eine Verbindung nicht hat. Mein Vater sah damals wahrscheinlich einfach nur eine mittelgroße deutsche Kleinstadt ohne Cafékultur. Oder anders gesagt: Marl war auch schon damals nicht Paris.

Außerdem mag ich nicht genauer darüber nachdenken, wie hinter verschlossenen Türen und Fenstern geredet wurde, als die Tochter vom stadtbekanntem Schuhmachermeister auf einmal einen Marokkaner aus Frankreich anschleppte.

Das kann doch gar nicht funktionieren. Der will doch bestimmt nur ein Visum. Warte mal ab, die ist auf jeden Fall schwanger.

Vielleicht waren das sogar noch die netten Kommentare.



»Das haben wir einfach alles überhört«, sagt meine Oma immer, wenn wir über diese alten Zeiten sprechen. Manchmal fügt sie noch ein »Wir wussten ja auch bald, dass er gar nicht so schlimm ist« hinzu, und dann sagt mein Vater so etwas wie: »Warte mal ab, wer dir das nächste Mal deinen neuen Fernseher anschließt.«

Ich habe bis heute größten Respekt vor meinen Großeltern, die das unterschwellige Gerede und Gemunkel am Stammtisch, im Schützenverein und unter ihren Kund\*innen im Schuhgeschäft tatsächlich kaltgelassen hat. Im Gegenteil, die Zeit mit ihnen war der beste Express-Sprachkurs, den mein Vater sich hätte wünschen können, und schneller als gedacht wurde Deutschland so nicht nur ein Teil von ihm, sondern er auch ein Teil von Deutschland.